

Erinnerungen an meine Kindheit in Deutschland

Fahrt von Belgien nach Deutschland

Im Sommer 1952 bin ich mit meiner Mutter, Ursula Eeckhout, und meiner Halbschwester Marion Eeckhout, mit dem Zug von Belgien nach Deutschland, genauer: nach Hannover- Linden gekommen.

Das Geld für die Fahrt hatten die Nachbarn in Belgien für uns gesammelt, weil mein Stiefvater Marcel Eeckhout seinen Lohn meistens versoffen hat und meine Mutter die Fahrt nicht hätte bezahlen können.

Es war meine erste Fahrt in einem Zug und für mich ein überwältigendes Erlebnis. Ich erinnere mich noch genau, wie ich in Köln im Dunkeln die Reklame der Firma „4711 echt Kölnisch Wasser“ leuchten sah. So etwas hatte ich in unserem Dorf noch nie gesehen.

Meine Mutter hatte in Belgien als Geschenk für Ihre Eltern in Hannover Bohnenkaffee gekauft und zwischen zwei Geschirrhandtüchern eingenäht. In Deutschland war Bohnenkaffee nach dem Krieg wahnsinnig teuer und deshalb tranken die normalen Leute sogenannten „Mukkefuk“. Das war Kaffeeersatz aus Getreide gebrannt. Bekannte Sorten waren „Kathreiner“ und „Lindes“. Die Werbeslogans waren: „Heißer Kathreinerle, frisch auf den Tisch“ und „Lindes, Lindes, Lindes, ja der schmeckt.“ In Wirklichkeit schmeckten beide nicht so besonders, waren dafür aber gesund.

An der Grenze wurden wir natürlich kontrolliert. Der Zollbeamte überprüfte die Papiere und fragte, ob wir etwas zu verzollen hätten. Mir wurde heiß und kalt, wusste ich doch von dem eingenähten Kaffee. Meine Mutter behauptete tapfer: „Nein“. Der Zollbeamte forderte sie auf, den Koffer zu öffnen. Der Kaffeeduft erfüllte das Abteil. Der Zöllner sah zu meiner zerknirschten, ärmlich gekleideten Mutter mit ihren beiden ebenfalls ärmlich gekleideten Kindern hinunter. Vielleicht erinnerte er sich an seine eigene Familie oder erkannte, dass sie keine professionelle Kaffeeschmugglerin war. Auf jeden Fall sagte er, sie könne den Koffer wieder zuklappen. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

In Belgien hatte meine Mutter manchmal von der Oma und dem Opa in Deutschland erzählt, die in einem großen Haus mir mehreren Wohnungen übereinander in Hannover wohnen. Als Kind konnte ich mir nicht so richtig vorstellen, wie man in die oberen Wohnungen gelangen könnte. Ich stellte mir vor, es ginge von außen eine große breite Treppe mit Abzweigungen zu den einzelnen Etagen bis nach oben und von da aus durch Türen in die Wohnungen.

In Hannover angekommen ging es mit der Straßenbahn vom Hauptbahnhof nach Linden. Zu diesem Zeitpunkt war ich noch niemals mit einer Straßenbahn

gefahren. Komischerweise fuhr diese ohne Dampf und die Geräusche eines Zuges. Da es dunkel war konnte ich nichts Näheres erkennen. Eines allerdings war klar: an den Häusern waren keine großen, breiten Treppen zu sehen. Die Leute mussten auf andere Art in ihre Wohnungen kommen.

Ankunft bei den Großeltern

Die Fahrt mit der Straßenbahn endete an der Haltestelle „Grotestrasse“ in Linden. Zu Fuß ging es mit Koffer und Taschen zur Ahlemer Str. 9. Alles musste getragen werden, denn Koffer mit Rollen waren noch nicht erfunden. Es ging durch eine Toreinfahrt und jetzt lüftete sich das Geheimnis, wie man in die oberen Etagen kam: Es gab *innen* (!) eine im Zickzack gebaute Treppe nach oben und in jeder Etage Podeste, von denen es in die Wohnungen ging. Die Großeltern wohnten in der 4. Etage. Eine Kraftanstrengung für mich, der noch nie im Leben eine Treppe hochgestiegen war.

Oben angekommen gab es eine Klingel, bei der man zur Betätigung einen Knopf drehen musste. Meine Mutter klingelte. Die Tür wurde geöffnet und man sah den höchst erstaunten Blick meiner Großmutter (mütterlicherseits), die wohl alles andere, als ihre Tochter mit zwei kleinen Kindern erwartet hatte.

Ich verstand zwar nicht, was die Erwachsenen sprachen, weil ich zu diesem Zeitpunkt nur flämisch (niederländisch) sprechen konnte, fühlte aber intuitiv, dass wir eher unerwünscht waren. Zu dieser Zeit kannte ich meine Oma nur von einem Kurzbesuch in Belgien, meinen Opa überhaupt nicht.

Zur Ehrenrettung meiner Großeltern muss ich sagen, dass diese nicht von unserem Kommen informiert waren und nun in ihrer 3- Zimmer- Wohnung, in der noch der jüngere Bruder meiner Mutter wohnte, plötzlich und unerwartet drei Personen mehr unterbringen sollten. Zu diesem Zweck wurde das Zimmer des Bruders für uns leer geräumt. Dieser musste nun auf dem Sofa in der „guten Stube“ schlafen.

Die „Gute Stube“

Früher gab es in jeder Wohnung eine „gute Stube“. Diese bestand meistens aus einem Sofa (2- oder 3-Sitzer), einem Couchtisch und 1- oder 2 Sesseln. Obligatorisch war auch der Kachelofen, der im Winter die nötige Wärme spendete und auf dem zu Weihnachten die schmackhaften „Puttäpfel“ (Bratäpfel) gefüllt mit Rosinen, bei den Erwachsenen gerne auch mit einem Schuss Rum oder Kirsch, vor sich hin brutzelten.

Die gute Stube wurde aber nur am Sonntag oder zu besonderen Anlässen betreten. Während der Woche wurden alle Möbel mit Decken zugedeckt, damit die Sonne den Bezugsstoff nicht ausbleicht. Auf dem Sofa und auf den Sesseln lagen mehrere „Sofakissen“, die genau in der Mitte einen mit der Handkante geschlagenen Knick bekamen. Der schöne Knick war superwichtig und der Stolz jeder Hausfrau. Die Fußböden bestanden früher fast ausschließlich aus Holzbrettern (Dielen). Diese wurden von Zeit zu Zeit, insbesondere wenn

Besuch zu erwarten war, gebohnt. Dazu gab es einen „Bohnerbesen“. Das war ein Besenstiel an dem ein ca. 25x25 cm großes, schweres Metallteil befestigt war. An der Unterseite befanden sich eine Vielzahl von kurzen Borsten. Das Ganze ging dann wie folgt vor sich: Man gab etwas „Bohnerwachs“ auf die Borsten und bewegte den Klotz mit Pendelbewegungen über die Dielen, bis diese schön glänzten. Das Bohnerwachs gab es in verschiedenen Tönungen, so dass die Dielen je nach Geschmack heller oder dunkler eingefärbt wurden. Meist rötlich- bis dunkelbraun. Der schöne Glanz war sehr wichtig!

Echter Bohnenkaffee

Am nächsten Morgen wurden die Koffer und Taschen ausgepackt und der wertvolle Bohnenkaffee kam ans Tageslicht. Die Begeisterung war riesig! Jetzt wurde nach langer Zeit mal wieder „richtiger Bohnenkaffee“ gekocht. Das Aroma war auf der ganzen Etage zu riechen und die Nachbarn kamen heraus und fragten: „Frieda, woher hast Du die Bohnen?“ „Die hat meine Tochter aus Belgien mitgebracht.“ Eine Sensation: Bohnenkaffee, noch dazu aus Belgien! Oma Frieda war allerdings schon immer ziemlich geizig und für die Nachbarn blieb es deshalb beim Einatmen des Kaffeeduftes.

Nachkriegsoutfit

Wie man sich vorstellen kann, war in dem mitgeführten Gepäck nur sehr wenig Garderobe, so dass wir im Prinzip immer das Gleiche tragen mussten. Ich bekam vom Opa, der etwas großzügiger war, die damals für Jungen übliche Lederhose geschenkt. Diese wurde im Sommer, wie im Winter getragen. Dazu Kniestrümpfe. Die Hose sollte nach unseren Vorstellungen schön speckig sein und glänzen und wurde deshalb auch schon mal mit einer Speckschwarte „behandelt“. Dies entsprach aber nicht den Vorstellungen der Erwachsenen. Es war ein ständiger mühseliger Anlass zu Kontroversen.

Im Winter hatte ich immer schöne rote Beine, wenn man die Haut berührte fühlte man viele kleine „Nadelstiche“, weil die Kälte an ihnen zwickte. Manchmal hatte ich das Gefühl meine Beine wären aus Glas und würden beim Springen vom Bordstein zersplittern. Im Sommer hingegen hielt die Lederhose schön warm, so warm wie eine kleine Sauna untenherum.

Am Anfang konnte ich mich überhaupt nicht an die Fahrleitungen der Straßenbahn gewöhnen, die über meinem Kopf schwebten, wenn ich die Limmerstraße entlang ging. Ich war es nicht gewohnt, dass etwas zwischen Himmel und Erde über meinem Kopf schwebte und hatte ständig Angst, irgendwann würden die Drähte herunterfallen und ich einen tödlichen „Schlag“ bekommen. Deshalb mied ich die Limmerstraße, wenn es irgendwie zu vermeiden war.

„Einholen“

Neu und interessant war für mich die deutsche Art des Einkaufens. Die Mieter in den oberen Etagen öffneten ihre Fenster, riefen den Namen eines auf der Straße spielenden Kindes und fragten, ob es für sie „einholen“ ginge. Sagte das Kind zu, wurde der Einkaufszettel mit dem darin eingewickelten Kleingeld (Kleingeld reichte in den meisten Fällen) aus dem Fenster auf die Straße geworfen, von dem Kind aufgesammelt und es begab sich in den nächsten Tante-Emma-Laden. Anschließend wurde der Einkauf abgeliefert. Als Dank gab es meistens 5 Pfennig (dafür konnte man 1 Brötchen kaufen). Frau Probst aus der Ahlemer Str. 9 gab immer 10 Pfennig. Ihr Einkaufszettel war sehr begehrt! Discounter gab es nicht, Nur „Tante-Emma-Läden“. Mehl, Zucker, Salz, Bohnen, Erbsen, Linsen usw. wurden in Holzschubläden aufbewahrt und mit einer kleinen Schaufel in Papiertüten gefüllt und auf einer Waage abgewogen. Die Registrierkasse hatte seitlich eine Kurbel, die man drehen musste, damit die Geldschublade aufsprang. Zum „Milchmann“ ging man mit einer Milchkanne, in der das Kleingeld lag. Auf dem Rückweg machten wir uns manchmal den Spaß und schleuderten die Milchkanne im Kreis herum. Durch die Zentrifugalkraft blieb die Milch in der Kanne. Aber wehe, man stieß aus versehen irgendwo gegen oder drehte zu langsam: Dann lief die Milch heraus und das hatte böse Folgen. Dann wurde „der Hosenboden strammgezogen“. Bedeutete: Es gab eine „Tracht“ Prügel. Am Freitag wurde meistens Fisch gegessen. In den Arbeiterfamilien meistens gebratener, „grüner“ Hering. Der wurde im Laden in Zeitungspapier eingewickelt und man konnte teilweise noch den Text auf dem Hering lesen, weil die Druckerschwärze abgefärbt hatte. Das hat man damals nicht so streng gesehen. Überhaupt war die Hygiene nicht so penibel wie heute. Es kam schon des Öfteren vor, dass Mäuse in der Backstube herumliefen oder Kakerlaken in den Gaststätten. Nur wenn es zu schlimm wurde, wurde mal durchgegriffen.

Die Schule

Meine Mutter hielt es nicht lange in Linden. Sie ging wieder nach Belgien zurück und nahm auch noch meine Schwester mit. Angeblich oder tatsächlich wollte sie sich um ihre Scheidung bemühen. So genau wussten wir es nie. Darüber wurde „vor den Kindern“ nicht gesprochen.

So blieb ich alleine bei Opa und Oma zurück.

Es gab wieder mehr Platz in der Wohnung und ich schlief jetzt mit Onkel Hans-Wilhelm in seinem ehemaligen Zimmer.

Nun müssen Kinder bekanntlich zur Schule gehen und so brachte mich Opa zur Fröbelschule in die Fröbelstraße. Dazu muss ich bemerken, dass in Belgien alle Kinder einheitliche Schulkleidung trugen. Der Lehrer hieß „Meister“ (auch heute noch) und es herrschte eine strenge Disziplin, einschließlich der Prügelstrafe.

In der Schule fiel mir als erstes auf, dass es ziemlich laut war. In Belgien war es eher still. Dort durfte selbst auf dem Schulhof nicht herumgelaufen werden.

Mein Großvater berichtete im Sekretariat, dass ich aus Belgien gekommen wäre, kein Deutsch sprechen würde, aber ja nun zur Schule gehen müsste. Es wurde eine Weile überlegt, in welche Klasse ich kommen sollte, in die 4. oder

doch lieber erst noch einmal in die 3. Mein Opa meinte aber, ich wäre ein schlaues Kerlchen und würde die 4. schon schaffen. Gesagt, getan!

Ich kam in die 4. zu Frau Hunold. So viele Kinder in einer Klasse hatte ich noch nicht gesehen! Ich glaube, es waren knapp 40. Frau Hunold stellte mich als „kleinen Belgier“ vor, obwohl ich der einzige echte Deutsche in unserer Familie war. Die Schüler waren begeistert. Einen Ausländer hatten sie noch nie gesehen. Alle wollten, dass ich neben ihnen sitze. Es war Erhard Alt, neben dem ich mich platzieren durfte. Der wollte nicht bis zur Pause warten, um mich auszufragen und wir tuschelten während des Unterrichts miteinander. Das brachte mir die erste Rüge wegen „Schwatzens im Unterricht“ ein. Ich war damals sehr empfindsam und mir liefen die Tränen. Das wiederum erstaunte Frau Hunold, die eine solch heftige Reaktion nicht erwartet hatte. „Du musst doch nicht gleich weinen, wenn ich mal mit dir schimpfe.“ Nun ja, meine Situation war nicht so einfach ohne Mutter, Schwester und Vater.

Völlig neu für mich war die damalige „Schulspeisung“. Einmal täglich gab es in der großen Pause kostenlos eine kleine Flasche Milch und einen „Hedwig“ (ein Rosinenbrötchen). Für besser Betuchte gab es Kakao. Dafür musste ein kleiner Obolus entrichtet werden. Ich habe nie Kakao getrunken.

In Belgien wurden die Schüler/innen der ersten beiden Klassen von ihren Lehrer/innen nach dem Unterricht bis zu ihren Wohnungen begleitet. Auch unangemeldete Hausbesuche von den Lehrer/innen waren üblich. Das Lehrpersonal war also ziemlich gut informiert, wie die häuslichen Verhältnisse ihrer Schüler aussahen.

Bei der Einschulung tauchte ein Problem auf, das noch gelöst werden musste: Eigentlich war meine abwesende Mutter die Erziehungsberechtigte. Sie hätte mich anmelden müssen, war aber nicht greifbar. Es wurde dem Opa nahegelegt, die Vormundschaft zu beantragen. Dies geschah dann auch und Opa Edmund Konieczny wurde mein Vormund.

Ich war schon in Belgien ein guter Schüler gewesen und mein Freund Klaus sollte mir die deutsche Sprache näherbringen. Er wohnte in einer Wohnung mit Balkon in der Velberstraße und wir haben dort unsere Hausaufgaben gemacht. Wohnungen mit Balkon waren in Linden eine Rarität und zeugten von einem gutbürgerlichen Einkommen. Außerdem -es ist etwas despektierlich - haben wir uns im „Wettfurzen“ gemessen. Dabei galt es eine gewisse Taktik zu entwickeln. Ein großer Furz wurde sozusagen in viele kleine Fürze aufgeteilt und nach und nach herausgelassen. Denn wer den letzten Furz herausließ hatte gewonnen. So etwas wäre den Mädchen nie eingefallen! Bis heute weiß ich nicht, wie das viele Gas in unseren Därmen entstehen konnte. Vielleicht lag es am damaligen Essen.

Mein erstes Deutschdiktat brachte mir 56 Fehler ein, weil ich aus Belgien keine Groß- und Kleinschreibung kannte und alles so schrieb, wie ich es phonetisch wahrnahm. „Blatt“ wird in Belgien auch als Blatt gesprochen, aber „blad“ geschrieben. Quasi zwei Fehler in einem Wort. In den anderen Fächern konnte

ich aber gut mithalten und in „Rechnen“ und „Raumlehre“ war ich im Stoff schon weit voraus.

Die „Deutschstunden“ bei Klaus und das ständige Hören und zwangsläufig auch Sprechen verhalfen mir rasch zu einem im Alltag erforderlichen Sprachschatz. Dieser wurde durch meine Klassenkameraden auch durch weniger existenziell erforderliche Begriffe, wie „Fromms“ (eine damals gängige Kondommarke), ficken, vögeln, Titten etc. erweitert. So kannte ich dann auch bald die wichtigsten Vokabeln für eine „Unterhaltung“ im Freundeskreis. Meine Deutschleistungen wurden immer besser und ich stieg langsam aber stetig fast bis zum Klassenprimus Helmut auf.

In der 5. Klasse kam ich dann zu Frau Otto und nicht zu „Opa Reinhard“, was sich später als Glücksfall erwies. Frau Otto, eine ehemalige Gymnasiallehrerin, die nach Kriegsende aus politischen Gründen zur Volksschullehrerin herabgestuft wurde, versuchte zu meinem damaligen Leidwesen aus uns kleine Gymnasiasten zu trimmen. Sie war sehr streng und konnte sich absolut auch gegenüber den größten „Bajuffen“ (Störern) in der Klasse behaupten. Sie war es, die entdeckte, dass ich unglaublich schnell auch große Texte auswendig lernen konnte, z.B. die komplette „Glocke“ von Schiller.

In jedem Jahr zu Weihnachten inszenierte sie eine Aufführung in der Aula, zu der alle Eltern (bei mir waren es die Großeltern) erschienen. In der 7. Klasse wurde „Wilhelm Tell“ aufgeführt und ich durfte (musste) den Tell spielen und dafür endlos Text auswendig lernen. In dieser Zeit brauchte ich keine Hausaufgaben zu machen. Alles für die Aufführung notwendige wurde mit einfachen Mitteln selbst gestaltet: Die Kulissen selbst gemalt, Armbrust und Pfeil selbst gebastelt, entsprechende Kleidung genäht usw.

Während der Proben in der Aula, an denen nur ein Teil der Klasse teilnahm, musste der Rest Rechenaufgaben lösen. Tatsächlich ging es aber in der Klasse drunter und drüber. Wir waren alle in der Pubertät und die Mädchen, insbesondere diejenigen mit den großen Busen, mussten sich allerlei Zudringlichkeiten erwehren. Als ich davon hörte, bedauerte ich, an den Proben teilnehmen zu müssen. Allerdings war ich aufgrund meiner strengen belgisch-katholischen Erziehung eher verklemmt und schüchtern. Vermutlich hätte ich mich gar nicht getraut die Brust eines Mädchens zu berühren, obwohl ich schon gerne gewusst hätte, wie es sich anfühlt.

Krönung des schulischen Lebens war die einwöchige Abschlussfahrt vor der Schulentlassung im März 1957. Sie führte ins Haus „Sonnenberg“ in den Harz. Dabei muss erwähnt werden, dass Klassenausflüge damals nicht nach Paris oder London führten, sondern zur „Waterloosäule“, in die Eilenriede oder zum „Hermannsdenkmal“ in den Teutoburger Wald. Insofern war der Harz schon etwas Besonderes. Zur Verstärkung der Aufsicht nahm Frau Otto den damals noch jungen Sport- und Englischlehrer, Herrn Wiegmann, mit. Als absolutes Novum war ab der 6. Klasse für alle Schüler mit guter Deutschnote freiwilliger Englischunterricht eingeführt worden, den Herr Wiegmann unterrichtete.

Im Haus Sonnenberg wurden die Zimmer verteilt. Natürlich streng getrennt für Jungen und Mädchen. Und bei Androhung der Höchststrafe, nach Hause zurückgeschickt zu werden, war es verboten, sich den Mädchenzimmern zu nähern. Auch das Mitnehmen von Zigaretten oder Alkohol war strengstens untersagt.

Das Verbotene ist natürlich immer reizvoll und so trafen sich auf dem Gelände einige Jungs, mich eingeschlossen, um heimlich zu rauchen. Die anderen waren schlauer als ich: Nach dem Rauchen hatten sie sich die Zähne geputzt. Ich hielt das für überflüssig. Beim Essen strich Frau Otto schnüffelnd um die Tische herum. Sie hatte Witterung aufgenommen. Einige Jungen mussten sie anhauchen. Ich auch. Sie hatte mich ertappt. Nach dem Essen zur Privataudienz, zusammen mit Herrn Wiegmann. Mein Glück! Herr Wiegmann sah das Ganze als nicht so gravierend an und überredete Frau Otto, mich nicht nach Hause zu schicken. Ich wurde ernsthaft ermahnt und durfte bleiben.

Doch leider lockten uns auch die Mädchen immer wieder. Heimlich sprangen einige Jungen aus den Zimmerfenstern und schlichen sich zu den Mädchen, von denen einige diese amourösen Abenteuer durchaus liebten.

Ich war zu faul aus dem Fenster zu springen und eines Abends schlich ich mich über den Flur zu einem der Mädchenzimmer. Soweit ich mich erinnere schliefen sechs Mädchen in diesem Zimmer. Ich kam herein, die Mädchen lagen in ihren Betten und amüsierten sich über einige Witze, die ich ihnen erzählte. Plötzlich hörte ich Schritte auf dem Flur. Frau Otto! Mich beschlich eine panische Angst. Ich war wie gelähmt. Eine Klassenkameradin rief mir zu, ich sollte mich in ihrem Bett verstecken. Wahrscheinlich wäre es das Beste gewesen, aber ich malte mir im Geiste den Skandal aus. Die Tür ging auf und ich stand zunächst unsichtbar hinter dem geöffneten Türflügel. Alle Mädchen starrten auf die Tür und Frau Otto merkte, dass etwas nicht stimmt. Sie schloss die Tür... und da stand ich: im Schlafanzug. Ich stammelte etwas von einer Creme, die ich mir leihen wollte, weil ich einen leichten Sonnenbrand hätte und vermutete, dass die Mädchen mir helfen könnten. Frau Otto strafte mich mit einem eisigen Blick und der Bemerkung, ich solle meine Sachen packen, weil ich morgen zurückfahren würde.

Es war wieder Herr Wiegmann, der mich vor dem GAU rettete. Es gelang ihm Frau Otto zu bewegen, mich nicht zurück zu schicken, sondern als ausreichende Bestrafung die Nichtteilnahme an einem Ausflug und drei Tage „Tischdienst“ auszusprechen. Bei meinen Klassenkameraden und Kameradinnen gab es einige Schadenfreude.

Nicht auszudenken, was mich erwartet hätte, wenn ich tatsächlich zurückgeschickt worden wäre. Eine gehörige „Tracht Prügel“ mit gerötetem Hinterteil wäre das Mindeste gewesen. Es war damals nämlich so, dass eine Bestrafung durch den Lehrer, bei Bekanntwerden, zwangsläufig eine häusliche Bestrafung nach sich zog. Der Lehrer hatte immer Recht und seine Strafe war immer richtig und angemessen.

Oma Limmer

Zwei Tage nachdem wir in der Ahlemer Str. angekommen waren, sagte mir meine Mutter, sie würde mit mir meine Oma besuchen. Ich verstand die Ansage nicht, weil ich doch schon bei Oma und Opa war. Mir wurde mitgeteilt, dass ich noch eine Oma hätte, die in Limmer wohnt. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich immer gedacht, dass der Belgier Marcel Eeckhout mein Vater wäre. Auch in Belgien war ich immer „der kleine Eeckhout“ gewesen. Selbst die Tatsache, dass in meinen belgischen Zeugnissen Wilfried **Paschkowitz** stand, hatte mich nicht weiter verwundert. Nun also hatte ich plötzlich einen anderen Vater und noch eine Oma.

Ich war ehrlich froh, dass der Säufer und Schläger Marcel Eeckhout, der meine Mutter im Suff oft verprügelte, nicht mein wirklicher Vater war.

Es ging also nach Limmer, in die Harenberger Str. 12. Hier stand ein kleines windschiefes Fachwerkhaus mit dem seitlich angebauten „Tante-Emma-Laden“ der Familie Puls, die gleichzeitig Hauseigentümer war. Meine Oma, Ella Merkel, wohnte in der 1. Etage, die über eine enge Stiege zu erreichen war. Die Oma war mir völlig fremd, aber als ich sie das erste Mal sah, spürte ich instinktiv, dass es sich bei ihr um eine herzensgute Frau handelte, die für andere ihr „letztes Hemd“ gegeben hätte.

Ich übernachtete bei ihr und am darauffolgenden Morgen, es war Sonntag, fragte ich sie auf niederländisch, wann sie in die Kirche ginge. Sie verstand mich zunächst nicht und ich erzählte etwas von „bim-bam“ und faltete die Hände zum Gebet, worauf sie begriff.

Dazu muss ich erklären, in Belgien streng katholisch erzogen worden zu sein und die Nichtteilnahme am Sonntagsgottesdienst eine Todsünde war, die unmittelbar in die Hölle führte. Kirchgang war zu dem Zeitpunkt für mich überlebenswichtig. Oma Limmer fragte mich, ob ich katholisch oder evangelisch wäre. Evangelisch war mir völlig unbekannt. Davon hatte ich noch nie gehört, auch nicht, dass es außer katholisch überhaupt noch etwas Anderes gab. Also sagte ich: katholisch. Daraufhin organisierte meine Großmutter meinen Kirchgang mit einer katholischen Familie, die in der Nähe wohnte. Dazu muss ich bemerken, dass Oma Limmer an einer offenen Wunde im linken Bein litt und deshalb nur mühsam gehen konnte.

Oma Limmer war mein großer Halt in dieser Zeit. Sie richtete sich nach einfachen aber zutreffenden Regeln:

„Tue Recht und scheue niemand“

„Wir sind arm, aber unseren Stolz kann uns niemand nehmen.“

Ihre Antworten waren direkt und treffend.

Als meine Mutter sie im schwangeren Zustand fragte, wie denn die Kinder zur Welt kämen, antwortete sie: „Da wo sie reingekommen sind, kommen sie auch wieder raus.“

Bei Oma Limmer hörte ich, dass mein wirklicher Vater Ernst Paschkowitz hieß und 1944, zwei Jahre nach meiner Geburt in Polen gefallen war. Ich habe ihn nie gekannt. Ich erfuhr nun auch, dass meine Oma insgesamt 3 Söhne und 3 Töchter hatte. Mein Vater war gefallen, ein weiterer Sohn vermisst. Nun hatte ich also plötzlich noch zwei Onkel und drei Tanten. Alle waren sehr unterschiedlich. Onkel Karl „Der Große“ war Werkmeister bei Sprengel.

Wenn er kam fragte er immer wie es seiner Mutter geht und brachte Bruchkeks und Schokolade mit. Ich habe davon reichlich profitiert. Onkel Willi „Der Dicke“ sagte „Guten Tag“ und ging in die winzige Vorratskammer, wo er das vorhandene Brot in Scheiben schnitt, Margarine und Wurst darauf strich und alles aufaß. Danach war „verbrannte Erde“. Wenn ich zur Oma kam war ihre allererste Frage „Haste Schmach (Hunger)?“ Natürlich hatte ich in diesem Alter immer „Schmach“ und bei Oma Limmer gab es immer etwas zu essen. Meistens Bratkartoffeln mit Zwiebeln. Manchmal auch ein Spiegelei und Speck dazu. Wenn Onkel Willi vor mir da war sagte Oma bedauernd: „Der Dicke“ hat alles aufgefressen. Ich hab nur noch Kartoffeln.“ „Der Dicke“ war allerdings zu bedauern. Seine Frau, Tante Ida, war der Geiz in Reinkultur. Am Montag kochte sie einen Bottich Suppe für die ganze Woche. Das war für einen Kerl mit 11/2 Zentnern natürlich nichts. Deshalb hatte Willi immer Hunger und Tante Ida die Schränke voll erlesener Bettwäsche, Tischdecken, Handtüchern etc., die aber so gut wie nie benutzt wurden. Leider kann man daran nicht anbeißen und wird davon auch nicht satt.

Tante Elfriede war eine Frau, die mit beiden Beinen im Leben stand. Sie half ihrer Mutter soweit sie Zeit fand und pflegte sie später bis zu ihrem Tode. Ihr erster Mann, Heinz Schmook, von Oma Limmer wegen seiner rundlichen Figur der „Kugelblitz“ genannt, war gestorben und nun stand Tante Elfriede mit dem Auto, aber ohne Führerschein da. Kurzentschlossen hat sie ihn mit 58 Jahren noch gemacht. Sie hat ihn bekommen und mit ihren vielen Fahrstunden nebenbei die Fahrschule saniert.

Tante Erna war mit einem Kommunisten verheiratet und selbst glühende Anhängerin dieser Weltanschauung. Bei einem Wochenendbesuch gab sie mir „Das Kapital“ von Marx als Lektüre und klärte mich über die Vorzüge des Kommunismus auf. Ihr Mann, Onkel Ewald, der einige Jahre im Konzentrationslager verbracht hatte, trank in diesen zwei Stunden einen ganzen Kasten Bier leer. Ich war überwältigt: Von Onkel Ewalds Trinkvermögen, nicht von den Thesen Karl Marx's. Onkel Ewald setzte den „halben Liter“ an den Mund und das Bier lief, ohne dass er schlucken musste, einfach so herunter. Leider ist er später einmal zur falschen Zeit und am falschen Ort müde geworden: Als er sich im Dunkeln auf der B 441 zwischen Ahlem und Letter zur Ruhe legte und mit seinem Fahrrad zudeckte, überrollte ihn ein LKW. Ich hoffe und vermute, er hat nicht viel gespürt. Auf jeden Fall war es sein Ende.

Unsere Kinderspiele

In Belgien gab es so gut wie kein Spielzeug. Wir hatten einen Hund (Bobbie). Ein kleiner Mischling, der jedes Jahr, trotz erheblicher Bemühungen meines

Stiefvaters von einem Nachbarhund geschwängert wurde. Einmal habe ich gesehen, wie die beiden Hunde noch zusammenwaren und mein Stiefvater den Schuppen in dem Sie waren betrat. Die beiden Hunde wollten in panischer Angst auseinanderlaufen, aber es ging nicht. Sie klebten förmlich mit den Hinterteilen aneinander. Heute weiß ich, dass dies bei Hunden so ist. Aber damals war ich total erstaunt und bestürzt, weil ich dachte, sie müssten jetzt für immer zusammenbleiben. Mein Stiefvater drosch mit einem Pantoffel auf die beiden ein und irgendwann haben sie sich wieder gelöst. Die geworfenen Welpen wurden dann von ihm regelmäßig nacheinander an die Wand geworfen und so getötet. Aber kommen wir zum Spielen zurück: gespielt habe ich mit Hund und Katze, Schmetterlingen und Käfern, insbesondere Maikäfern. Mein erstes „richtiges“ Spielzeug bekam ich bei dem einzigen Besuch meiner Großmutter Frieda (mütterlicherseits), die mir einen amerikanischen Militärjeep aus Blech schenkte. Es war ein Traum. Später habe ich ihn aus Neugier, weil ich wissen wollte wie er sich nach dem „Aufziehen“ fortbewegt, auseinandergelassen. Dabei ist mir die Sprungfeder herausgesprungen und ich konnte sie nicht wieder einbauen. Immerhin wusste ich jetzt, wie der Jeep ins Rollen kam.

In Deutschland und in einer Großstadt spielt man eher nicht mit Tieren, wie ich schnell feststellte. Hier liefen die Jungen mit Fahrradfelgen, die sie mit einem Stock vorwärts schoben, um den Häuserblock. Auch das Murmelspiel war sehr beliebt. Man musste versuchen kleine runde Kügelchen in ein Erdloch zu versenken und wer es mit einem Kick schaffte, durfte die darin liegenden Kugeln behalten. Wertvoller als die Tonkügelchen waren die Glasmurmeln. Sie waren etwas größer, durchsichtig und hatten innen verschiedenfarbige Muster. Da mussten schon mehrere Tonkügelchen her, um sie gegen eine Glasmurmeln zu tauschen.

Nicht vergessen darf ich natürlich unsere „Abenteuerspielplätze“. Die sahen ganz anders aus als heute: Da es nach dem Krieg viele Ruinen gab, war hier für uns Jungen ein ideales Betätigungsfeld. Trümmerfelder und Eisenträger auf denen man herumturnen und Balancieren konnte. Versteckte Hohlräume und Munitionsreste! Natürlich war es streng verboten in den Trümmern zu spielen, Schon gar nicht durfte Munition berührt oder gar mit ihr herumexperimentiert werden. Aber die Neugier siegte meist über die Angst und die Verbote wurden ignoriert. So hat leider mancher Junge seine Hand, den Arm oder sogar das Leben verloren. Eine Zeitlang gab es eine neue „Mode“. Die Jungen bauten sich eine „Batter“. Das waren ein paar Bretter unter denen vorne und hinten je ein Vierkantholz geschraubt war an deren Enden sich je ein Kugellager befand. Mit diesen Rollbrettern bewegten wir uns liegend auf den Bürgersteigen vorwärts. Die Arme sorgten für den nötigen Vorschub. Die Dinger machten einen Höllenlärm und waren deshalb bei den Anwohnern nicht sehr beliebt. Deshalb nahmen wir sie oft mit zum Lindener Berg. Hier störte es keinen und man konnte mit rasantem Tempo den Berg hinab rauschen. Nur rechtzeitig zu bremsen durfte man nicht vergessen. Sonst rollte man auf die Davenstedter Straße und dort fuhren Autos und die Straßenbahn.

September 1922